

Hermann Haarmann

Im Müßiggange vegetieren und im inneren Ich Grillen fangen ohne Tätigkeit, heißt nicht leben. Leben ist, in und für die Gesellschaft tätig werden, wäre es auch nur im kleinsten und unbedeutendsten Wirkungskreis.

(Friedrich Nicolai, 1799)

„In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat.“

Die Möglichkeit eines frühzeitigen Abgangs mit 63 Jahren habe ich nicht genutzt, im Gegenteil: Ich habe meine Verweildauer an der Freien Universität Berlin ausgereizt bis zum Letzten. Aber nach dem 68. Geburtstag erwischt es dann doch jeden; es sei denn, er kann noch spezielle Sonderaufgaben übernehmen. Und deshalb heißt es nun für mich: Abschied nehmen. Mit einem weinenden und einem lachenden Auge blicke ich zurück und in die nahe Zukunft. Ich war mit Herz und Seele Hochschullehrer, habe den Kontakt mit den Studenten als wechselseitiges Lernen genossen. Sie werden mir fehlen. Nicht fehlen wird mir die wissenschaftliche Arbeit, denn ich habe dafür gesorgt, auch weiterhin Kongresse zu veranstalten oder kleinere Edition durchzuführen und das mit Unterstützung meiner Alma Mater. Eben erst habe ich eine Schriftenreihe mit dem Titel *kommunikation & kultur* gegründet, 3 Bände sind inzwischen erschienen, 3 weitere sind in meinem Kopf fertig. Ich hoffe also, nicht in ein großes schwarzes Loch zu fallen mit viel leerer Zeit!

Das letzte Jahrzehnt, an welcher deutschen Hochschule auch immer, hat deren Mitglieder mit zahlreichen, sogenannten Reformen konfrontiert, die mich angesichts meiner klassischen universitären Ausbildung und Karriere eher verwunderten, denn frohgemut zustimmen ließen. Zu arg scheinen mir noch heute die Einschnitte in den traditionellen Bildungsauftrag der Universität Humboldtscher Prägung, die unter dem Stichwort Bologna zusammengefaßt wurden und werden. Die stromli-

nienförmige Ausrichtung des Studiums auf den Arbeitsmarkt suggeriert mehr, denn daß sie den sofortigen und erfolgreichen Eintritt der Studenten ins Berufsleben einzulösen vermag. In einer sich an Innovationen überschlagenden, mit unvorstellbarer Schnelligkeit sich verändernden Gesellschaft werden Fähigkeiten angemahnt, die das reibungslose Funktionieren der Absolventen im Berufsleben garantieren sollen. Objektiv betrachtet ist der Bedarf an gesellschaftlich notwendiger Arbeit zur Sicherung und Steigerung des Lebensstandards rückläufig; vieles, was ehemals nur durch menschliche Arbeit bewerkstelligt werden konnte, ist inzwischen an intelligente, Wissen inkorporierende Maschinen delegiert. Das Ergebnis dieses Umstrukturierungsprozesses ist die proportionale Zunahme von Zeit. Die Ressource Zeit, einstmals wichtige Voraussetzung zur Regeneration der Ware Arbeitskraft, ist heute mehr denn je freie Zeit, Zeit, um kritisch und bildungsgesättigt die Zeitläufte der modernen Welt zu begleiten. Doch gerade diese Zeit schmilzt unter dem Druck des verkürzten Studiums dahin. „Keine Zeit, keine Zeit“, ruft der Hase mit den schnellen Schuhen in Janoschs Kinderbuchgeschichte *Post für den Tiger*. Und genau so schallt es den Dozenten und Studenten entgegen, wenn sie tiefergehendere, zeitintensivere Studien einfordern, die das unter workload in den Studienordnungen verzeichnete Zeitbudget überschreiten. Die allseits von Studenten beklagte Zeitverknappung verteidigen Bildungspolitiker und Hochschulpragmatiker hartnäckig und plädieren für die Ausrichtung der Studiengänge auf „die Vermittlung von Wissen“ für die Praxis mit dem Ergebnis, daß „die Einübung eines vernünftigen Umgangs mit Wissen“ zu kurz zu kommen droht. Denn es fehle, so Barbara Zehnpfennig, Professorin für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Passau, „schlicht die Zeit“.¹ Anstatt der auszubildenden akademischen Jugend also kreative Zeit- und damit Spielräume zu eröffnen, um sie erproben zu lassen, wie die intellektuellen Anforderungen gegenwärtig und zukünftig zu meistern seien, wird sie in ein Zeitkorsett gezwängt, das kein Auf- und Herumschauen, ein Sich-erst-einmal-Orientieren kaum mehr erlaubt.

Der von allen gewünschte ernsthaft-wissenschaftliche Diskurs leitet sich als Begriff ab vom lateinischen *discurrere*, was, ins Deutsche übersetzt, „Hin- und Herlaufen“ bedeutet. Das Hin- und Herlaufen der Gedanken braucht Zeit, von den notwendigen Verschnaufpausen, die der Reflexion dienen könnten, ganz zu schweigen. Auch Umwege können sich auszahlen. Zum Beginn dieses Sommersemesters wurde ich durch einen Text aus der Beilage der *Berliner Zeitung* überrascht; der Artikel begann mit den Sätzen: „Wir haben einen Professor an unserem Institut, der sieht

¹ Barbara Zehnpfennig, Bildung für alle oder für keinen?, in: FAZ, 19. Juli 2012.

noch richtig aus wie ein Professor. Er hat weiße, zerzauste Haare, eine weinrote Cordhose, trägt oft eine Fliege und eine runde, goldene Brille. In unserem letzten Seminar vor den Semesterferien verabschiedete sich dieser Professor von uns mit den Worten: ‚Sie sind in Berlin! Denken Sie daran, dass es im Leben nicht immer darauf ankommt, geradeauszugehen.‘ Der Professor war schon da, als ich an die Uni kam und Ende nächsten Semesters gehen wir beide. Er in Rente und ich ... nun ja.“² Mein Name fiel nicht, aber offensichtlich erkannte man den Portraitierten. Was die Autorin allerdings freundlicherweise für den Leser im Dunklen beließ, war meine Anleihe bei Hendrik Ibsen, der seinen Peer Gynt in die große, weite Welt schickt mit dem erkenntnistheoretisch wie -praktisch wertvollen Ratschlag: „Peer, geh außen rum!“ Erfahrung und Wissen verlangen also nach einem Gang durch die Bildung, der nicht den kürzesten Weg zum Erfolg nimmt.

So bin ich nicht überrascht, daß das alt ehrwürdige Studium Generale an einigen Universitäten nach der Radikalkur durch Bologna inzwischen wieder auf Interesse zu stoßen scheint. Denn „[d]en Studenten nur die Ergebnisse des eigenen Fachs zu präsentieren, belässt sie in Unselbständigkeit. Sie können die Ergebnisse nicht selbst hervorbringen, sie können sie nicht selbst beurteilen.“³ Ich will nicht nostalgisch den alten, vermeintlich besseren Zeiten, in denen das Wünschen noch geholfen hat, nachhängen. Wohl aber möchte ich zu bedenken geben, wie aktuell und dringend notwendig ein Plädoyer für mehr Zeit in der und für die Ausbildung, die akademische zumal, sein dürfte. Wie anders sollte bewerkstelligt werden, daß Studenten sich orientieren können, um der anstehenden, nicht selten existentiellen Aufgaben in der Zivilgesellschaft Herr zu werden. „Zukunft braucht Herkunft“ lautet ein inzwischen geflügeltes Wort des Philosophen Odo Marquardt. Und damit trifft er den Nagel auf den Kopf. Zur Bewältigung drängender Probleme in Kultur und Gesellschaft der Moderne ist mehr denn je ein aufklärerisches Wissen gefragt, das sich seiner Wurzeln in der Vergangenheit bewußt ist. Der Philosoph und Soziologe Georg Simmel subsummiert diesen historischen Bestand an Wissen unter dem Begriff von der objektiven Kultur, den in eine subjektive, d.h. die eigene Kultur zu verwandeln, jeder nachfolgenden Generation aufgegeben sei. Nur so kann aus der Geschichte gelernt werden, um brennende Fragen der Gegenwart kritisch-programmatisch zu beantworten. Nur so eröffnet die gegenwärtige Praxis gesellschaftsrelevanten Handelns Perspektiven für die zukünftige Gestaltung einer menschlichen, aufgeklärten Welt. Schon vor Jahren forderte Dietmar Klenke, Professor für

² Julia Grass, Ein Duft von Hundehaufen und Marihuana, Semesterbeilage, Berliner Zeitung, 14. April 2014.

³ Ebd.

Neuste Geschichte an der Universität Paderborn, daß „unsere Gesellschaft [...] es sich leisten“ müsse, „Freiheit nicht nur in wirtschaftlichen und politischen Strukturen zu fördern, sondern sie auch an Universitäten zuzulassen“.⁴ Dieser Appell richtet sich nicht nur an die Universitätsleitungen, sondern ganz besonders an die Bildungspolitik, die über – wie ich meine zu kurzgreifende – Exzellenzinitiativen hinaus in der Verantwortung steht. Denn es bleibt „ein zentrales Problem, mit dem die Universitätsangehörigen in ihrem Arbeitsalltag umgehen müssen“, das „besteht im Nebeneinander von wissenschaftspolitischer Exzellenz- und Relevanzrhetorik bei faktischer politischer Marginalisierung der Universitätsbelange“, so der Soziologe Georg Vobruba von der Universität Leipzig. Auch das hochschulpolitische Gerangel um die Besoldung des wissenschaftlichen Universitätspersonals im Gefolge der Umstellung von der C- auf die W-Besoldung gehört in diesen Zusammenhang. Erst kürzlich wurde deren Verfassungsgemäßheit durch Berliner Verwaltungsrechtler in Frage gestellt. Nicht diese juristischen Auseinandersetzungen um den sogenannten Berliner Gehaltspoker interessieren mich, es spricht aus ihm allerdings eine gewisse Ignoranz der Kultusminister gegenüber einer überaus wichtigen Ressource, die gepflegt und finanziell stärker entwickelt werden müßte: geistiges Kapital. Eine lohnende Aufgabe für Berlin, das über nennenswerte Industrien nicht verfügt und dessen Anziehungskraft für die jungen Akademiker aus einer Universitätslandschaft resultiert, die deutschlandweit ihresgleichen sucht. Vom kulturellen Angebot nicht zu reden!

Sie werden sicher längst bemerkt haben, daß ich zwischendurch und unter der Hand dem an das Humboldtsche Bildungsideal anknüpfenden und auf heutige Bedürfnisse zu modifizierenden Modell der Volluniversität das Wort rede. „Volluniversität“ kam erst wieder ins öffentliche Bewußtsein, als die Zusammenlegung der Berliner medizinischen Fakultäten als Charité beschlossen wurde. Nur ein Trick bewahrte die FU vor einem Gesichtsverlust, ihre Medizin firmiert jetzt unter „Charité, Campus Benjamin Franklin“. Was für die für die Gesundheit der Menschen so wichtige Medizin gilt, sollte für die Geistes- und Sozialwissenschaften ebenso gelten. Deshalb heißt es festzuhalten: „Die Fächer, bei den neuen, windschnittigen Studiengängen oft nicht so wohlgelitten sind, Geschichte, Philosophie, Theologie, sind notwendig, wenn man auch nur die Gegenwart verstehen will. Grundlagenforschung und historisches Wissen schützen davor, sich dem Zeitgeist kritiklos auszuliefern. Gerade hier sollte man also nicht kürzen, sondern ausbauen.“⁵ Ich erinnere

⁴ Zit. in: „Da steh ich nun, ich armer Tor, bin reformiert als wir zuvor“, FAZ, 18. März 2009

⁵ Barbara Zehnpfennig, a.a.O.

eine politische Debatte in Westberlin, als Anke Martini, Senatorin für Kulturelle Angelegenheiten, sich dem Argument, Kultur könne kein Menschenleben retten, anschloß. Deshalb verböte es sich für sie, ihren Etat zu erhöhen, wenn gleichzeitig Krankenhausbetten benötigt würden. Ich halte dagegen: Kultur kann Leben retten. Gerade die Überlebenden der Shoah bezeugen auf das Eindringlichste, welche kolossale Kraft der Kunst und Kultur, selbst imaginierter Kunst und Kultur innewohnt. Der Kosten-Nutzenfaktor, der inzwischen die Wissenschaft und die wissenschaftliche Ausbildung längst leitet, ist Realität, verkürzt aber eine gesellschaftlich notwendige Verteidigung einer nur auf den ersten Blick nutzlosen Wissenschaft. Auch die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist in diesem Sinne nutzlos – trotz aller Hinwendung zur Sozialwissenschaft. Denn wo „ein qualitativer Maßstab fehlt, da wird die Quantität zum Maßstab aller Dinge. Ein ungebildeter Journalist wird sich immer an der Auflagenhöhe und das bedeutet: am möglichst großen Skandal orientieren. Wie er damit wieder auf das gesellschaftliche Bewusstsein und die gesellschaftliche Wahrnehmung einwirkt, kann man sich unschwer vorstellen.“⁶

Wenn also „Kommunikationsgeschichte“ bzw. „Historische Publizistik“ zum Profil einer wohl ausgestatteten universitären Einrichtung gehört, so füge ich sogleich hinzu: Vergeßt nicht die Hermeneutik, d.i. die Wissenschaft vom Sinnverstehen, die die geschichtliche Gebundenheit von Texten ernst nimmt und dann im Heute interpretiert. Für mich ist Hermeneutik, mit Bertolt Brecht *Der Tage der Commune* gesprochen, der Schnittlauch am wissenschaftlichen Salat – Schnittlauch bei ihm ein Bild für Luxus für die Zunge, für mich eine Notwendigkeit für wissenschaftliche Praxis. Das Motiv für erkenntnistheoretisch begründete begriffliche Verfeinerung, sagen wir es wissenschaftstheoretisch: für Differenz.

Verfeinerung und zusätzlichen Genuß, den ich für unsere wissenschaftliche Praxis annehme: Gönnen wir uns für die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft den Luxus der hermeneutischen Fundierung. „Hermeneutik“ ist das dritte, unabdingbare Standbein für eine moderne Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Man kann Friedrich Schiller, den ich in meiner heutigen „Abtrittsvorlesung“ zitieren möchte, nur zustimmen, wenn er in seiner Antrittsvorlesung als Historiker in Jena 1779 darauf besteht, daß man beim Studium der Universalgeschichte einer Erfahrung sich vergewissern kann, die „die ganze moralische Welt“⁷ umfängt. Ich paraphrasiere: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Publizistik?

⁶ Ebd.

⁷ Friedrich Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte, in F.S., Werke in drei Bänden, München 1966, Bd. II, S. 9.

Die Freie Universität hat in den letzten Jahren Beachtliches unternommen, die Publizistik für Berlin zu erhalten, nachdem sich die Erkenntnis durchgesetzt hatte, mit der Publizistik verfüge sie über einen sogenannten Leuchtturm in der Wissenschaftslandschaft. Es gab eine Zeit, da dieses Institut vor dem Aus stand. Durch Wegberufungen, plötzliche Todesfälle oder altersbedingtes Ausscheiden von Kollegen war ein reguläres universitäres Ausbildungsangebot nicht mehr gewährleistet. Mit den letzten vereinten Kräften von Hans Jürgen Weiss und mir gelang es, Präsidium und Kanzler von der Einzigartigkeit unsere Arbeit im Leuchtturm zu überzeugen und damit zu verhindern, daß das geflügelte Wort „Sie, Herr Haarmann, machen das Licht aus!“ (ich war damals der jüngste in der stark dezimierten Professorenschaft) Wirklichkeit wurde. Lange vakante Professorenstellen wurden ausgeschrieben und besetzt. Mit der Wiedergeburt des Instituts einher ging die Rückkehr aus dem fernen Lankwitz auf den zentralen Campus Dahlem. Inzwischen ist die Publizistik längst angekommen, weil gut gesattelt. Und nun gehe ich, aber auch meine Stelle wurde – allen Unkenrufen zum Trotz – nicht gestrichen, nein: neu ausgeschrieben. Wie ich höre, liegt die Liste mit mir nachfolgenden Kandidaten schon beim Berliner Senat. Mit Glück können Studenten und die Kollegen auf einen reibungslosen Übergang schon zum kommenden Wintersemester rechnen.

Einen Wermutstropfen in dieser Angelegenheit will ich Ihnen und mir nicht ersparen zu erwähnen: Es wäre zu schön gewesen, wenn die ursprünglich zusätzliche Denomination „Exilpublizistik“ bei der „Nachfolge Haarmann“, wie es offiziell heißt, nicht geopfert worden wäre. Da in diesem Fall meinem Wunsch nicht entsprochen wurde, möchte ich Ihnen kurz berichten, von „den alten Zeiten, wo Wünschen noch geholfen hat“. 1989 wurde von der Pressestiftung Tagesspiegel das Institut für Kommunikationsgeschichte und angewandte Kulturwissenschaften aus der Taufe gehoben und bei der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als Institut im Institut durch eine Erik-Reger-Stiftungsprofessur angesiedelt. Der Namensgeber Eric Reger war Lizenzträger, Mitherausgeber und Chefredakteur des 1945 gegründeten Berliner *Tagesspiegel*. Es war dem unermüdlichen Engagement der Verlegers Lothar C. Poll zu verdanken, daß diese großzügige Anstiftung schließlich an der Freien Universität realisiert werden konnte. Vorausgegangen war die Eröffnung der Alfred Kerr-Edition samt Mitarbeiterstelle, auch dies eine finanzielle Investition der Pressestiftung, die man heute sich so nicht mehr vorstellen kann! Ich war neben den Kollegen Erhard Schütz, der die Stiftungsprofessur übernommen hatte, Klaus Siebenhaar und Bernd Söseemann der vierte im Bunde.

Nicht zufällig gehörte die Exilpublizistik 1933 – 1945 zu einem von der Freien Universität gewünschten Arbeitsfeld. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hatte nämlich gerade ihr Schwerpunktprogramm Exilforschung sehr erfolgreich abgeschlossen; dort Geförderte wurden nun in die Universitätslandschaft entlassen. Ich war, mit einem Habilitationsstipendium ausgestattet, einer von ihnen. Kontinuierliche Seminarangebote, zahlreiche Ausstellungen und Editionen zum Exil gehörten nach meiner Berufung nach Berlin zum Profil der Freien Universität. Gerade jetzt steht übrigens eine seit 10 Jahren von meinem Assistenten Christoph Hesse und mir beforschte Unternehmung, die Herausgabe jener Briefe, die Bertolt Brecht während seines Exils von 1933 bis 1949 erhielt, vor dem unmittelbaren Abschluß: 3 Bände mit insgesamt 2.370 Seiten und finanziell unterstützt durch die Fritz Thyssen-Stiftung, der Stiftung Preußische Seehandlung, durch Jan Philipp Reemtsma und – wieder einmal – durch die Freie Universität. Dafür danke ich sehr!

Ich will mich damit nicht dicke machen, möchte aber darauf hinweisen: Mein Abgang setzt jetzt den Schlußstrich unter derartige Projekte. Bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Dienst vor gut einem Jahr hatte noch die Kollegin Irmela von der Lühe bei der FU-Germanistik zum Exil geforscht und veröffentlicht. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Exil 1933 – 1945 findet ab sofort in Berlin nicht mehr statt – einzig in Hamburg gibt es noch letzten Reste als *Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur*, die von der jetzigen Lehrstuhlinhaberin sozusagen nebenbei mitverwaltet wird.

Dieser Zustand ist um so bedauerlicher, als Berlin nach der Wende und mit der Zusammenlegung der beiden Akademien der Künste über eine der bedeutendsten Archivalsammlungen zum deutschen Exil verfügt. (Übrigens waren die Begehrlichkeiten aus Marbach groß, sich diese Bestände einzuverleiben. Eine feindliche Übernahme konnte damals abgewehrt werden.) Würde an ihnen nicht geforscht, würden sie zu totem Kapital mutieren. Ich weiß, daß in- und ausländische Wissenschaftler nach Berlin kommen, um die Dokumente und Quellen zur deutschen Exilgeschichte einzusehen und an ihnen zu arbeiten. Ich bleibe allerdings dabei: Eine etatisierte Professur als Koordinations- und Anlaufstelle gehört nach Berlin, um an den Exil-Archivschatzen zu forschen und eine akademische Plattform zu bieten, die der wissenschaftlichen Auswertung und öffentlichen Präsentation dient. Ob Brecht, Anna Seghers, Julius Bab, Erwin Piscator, Alfred Wolfenstein, Carl Einstein, Kerr, Maxim Vallentin, Willi Bredel, Hermann Budzislawski, Hedda Zinner oder Fritz Kortner, George Grosz, Friedrich Wolf und Hanns Eisler, sie alle muß-

ten ins rettende Ausland fliehen, und oft kehrten nur ihre Nachlässe nach Berlin zurück. Während der Zeit ihres erzwungenen Exils bemühten sie sich unter Verwendungen unterschiedlichster Formate (wie wir neudeutsch sagen) darum, die Öffentlichkeit im Ausland zu informieren über Wesen, Struktur und den politischen bzw. sozialen Alltag des deutschen Faschismus in der Heimat. Wie dringend notwendig eine derartige Aufklärung war, zeigt eine Anekdote, die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte: Als aus Deutschland vertriebene Theaterleute in die Autonome Sowjetrepublik der Wolgadeutschen reisten, um in der Hauptstadt Engels ein deutschsprachiges antifaschistisches Vorzeigetheater aufzubauen, antwortete man auf die Frage, wer denn Adolf Hitler sei: „Das ist euer neuer Kaiser!“

Ich wiederhole mich bewußt: Es stünde Berlin mit seinen vier Universitäten gut zu Gesichte, auf dem Feld der Exilforschung wieder initiativ zu werden. Es kann doch nicht sein, daß es in Berlin keinen Ort mehr geben soll, an dem sich wissenschaftlich dem Exil 1933 – 1949 gewidmet werden kann. Von Berlin ging mit der Bestellung Adolf Hitlers zum Reichskanzler das größte Unheil des 20. Jahrhunderts aus. Das Exil ist die logische Konsequenz der Machtübergabe an den Nationalsozialismus; Vertreibung, Verfolgung und Ermordung waren ab sofort an der Tagesordnung. Berlin hat die politische wie moralische Verpflichtung, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Nicht nur durch Gedenkstätten, Mahnmale und Ausstellung oder Aktionen wie die aus dem letzten Jahr „Zerstörte Vielfalt. Berlin 1933 – 1938“ zum Gedenken an die Novemberpogrome. Die Erforschung des deutschen Exils 1933 – 1945 ist so wenig abgegolten wie die der Geschichte des Massenmords an den europäischen Juden es je sein wird. Da hilft auch nicht das entlastende Wort des Ex-Bundeskanzlers Helmut Kohl von der „Gnade der späten Geburt“, die über die spätere Generation als große Entlastung gekommen sei. Da hilft schon gar nicht Martin Walsers beschämende Warnung vor der „Auschwitz-Keule“. Der lange Schatten der deutschen Geschichte unterm Nationalsozialismus wird damit nicht weggeleuchtet. Wir stehen in ihm, und wir werden weiterhin in ihm stehen. Und das ist gut so. Falls Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, ein wenig mit der Literatur der deutschen Romantik vertraut sein sollten, so werden Sie sich erinnern, welch fatale Folgen das Abhandenkommen des Schattens nach sich zieht. Der arme Peter Schlemihl in Adelbert von Chamissos gleichnamiger Märchennovelle verkauft dem Teufel seinen Schatten, d.h. ist in diesem Fall seine Seele. Und damit nimmt das Unglück seinen Lauf. Peter Schlemihl kann nicht mehr heimisch werden in der Welt, er hat – wie Thomas Mann es formuliert – die bürgerliche Solidität, sein Leben verwirkt. (Übrigens gibt es für Peter Schlemihl zu Schluß nur den

Ausweg: den in die Wissenschaft.) Wie dem auch sei und ob Sie dieser Interpretation folgen wollen: Ohne Schatten zu sein, bedeutet die Aufkündigung der Partizipation an der menschlichen Gemeinschaft. Der Verlust des Schattens zerstört unsere Identität. Leben wir also weiter mit unserem deutschen Schatten! Er ist keine Bürde; er fordert nur ein Versprechen ein, nicht zu vergessen und weiterhin eingedenk der Unvorstellbarkeit der deutschen Verfehlungen und Verbrechen diese nach innen und außen zu erforschen und dadurch unserem kulturellen Gedächtnis nachhaltig einzuschreiben.

Damit Sie nun nicht denken, „Der hat leicht reden, gleich ist er weg, und jetzt macht er hier einen auf Mahner“. Ich weiß nicht seit gestern, daß ich am 18. September 68 Jahre alt werde und daß damit für mich die Stunde des Abschieds geschlagen hat. Mit anderen Worten: Ich habe seit geraumer Zeit, genauer gesagt seit gut 3 Jahren versucht, Abhilfe zu schaffen, was die institutionell-universitäre Weiterführung der Exilforschung in Berlin, an der Freien Universität Berlin in Sonderheit, angeht. Bislang sind meine Versuche einer Anstiftung von außen, bei Sponsoren also, allesamt gescheitert, obwohl im Vorfeld meiner Sondierungen das Interesse groß war. Das betraf insbesondere die von mir ins Auge gefaßte „Leopold-Schwarzschild-Proffessur für Kommunikations- und Kulturtheorie mit dem Schwerpunkt: Exil- und Migrationsforschung“. Ich hoffe immer noch, daß es mir gelingen möge, die notwendigen Gelder aufzutreiben. Doch „das Geld ist nicht weg, es ist nur woanders.“ Auch die großen Stiftungen und Forschungseinrichtungen haben sich ob der grenzenlosen Freiheit des Finanzmarktes verspekuliert und sind sehr klamm. Trotz alledem. Mit Ausdauer und Zähigkeit und der emotionaler Unterstützung von Kollegen und Freunden sollte es klappen! (Leider bin ich nicht *Hans im Glück* oder *Froschkönig* aus den „alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat“.)

Gestatten Sie mir noch schnell zwei, drei Worte zu Leopold Schwarzschild. Der Publizist und Soziologe Leopold Schwarzschild lebte von 1891 bis 1950. Zusammen mit Stefan Großmann begründete er nach Ende des Ersten Weltkriegs in Berlin *Das Tage-Buch*, das sich als unabhängiger Kommentator der Weimarer Kunst und Politik sehr schnell einen Namen machte. Schwarzschild, Sohn einer alten Frankfurter jüdisch-orthodoxen Gelehrten- und Kaufmannsfamilie, mußte 1933 Deutschland verlassen; er flüchtete nach Paris. Sein Vermögen wurde von den Nationalsozialisten eingezogen, sein publizistisches Werk verboten. Im französischen Exil nahm er sogleich seine Arbeit als Herausgeber wieder auf: *Das Neue Tage-Buch* verschrieb sich keiner politischen Richtung und stieg damit „zur renommiertesten

Zeitschrift“ im Exil auf, wie die Exilforscherin Lieselotte Maas zu Recht betont. Schwarzschild engagierte sich darüber hinaus auch im sog. Lutetia-Kreis, einem Zusammenschluß von Exulanten in Paris, die eine „deutsche Volksfront“ gegen Hitler schaffen wollten. Von Anfang an standen sich dort die alten politischen Lager feindlich gegenüber. Schwarzschild allerdings blieb standhaft und ließ sich nicht für die eine oder andere Seite funktionalisieren. In diversen Beiträgen profilierte sich sein *Neues Tage-Buch* durch eine kritische Auseinandersetzung, z.B. mit dem historisch brisanten Phänomen des Stalinismus und der Stalinistischen Prozesse. Aus Protest gegen die Stalinhörigkeit der durch die Kommunisten majorisierten Volksfront rief er den *Bund Freie Presse und Literatur* ins Leben. Es war der andere Nonkonformist im Pariser Exil, Hans Sahl, der durch seine Weigerung zur Unterschrift verhinderte, daß Schwarzschild wegen seiner scharfen Kritik und einer lancierten Denunziation, er sei Agent in Diensten Goebbels', intellektuell nicht liquidiert wurde. 1940 ging Schwarzschild nach New York, wo er als Schriftsteller und Journalist tätig war. Schon 1949 kehrte er nach Deutschland zurück; er starb 1950 auf einer Italienreise (man vermutet Selbstmord). Was den Publizisten Leopold Schwarzschild neben der Unbedingtheit seiner liberalen Haltung, seiner Vision eines demokratischen Europa und seines unkorruptierbaren politischen Urteilsvermögens darüber hinaus auszeichnet, ist die sprachliche Brillanz seiner Texte.

Der Zusatz „Migrationsforschung“ in der Denomination dieser einzuwerbenden „Leopold –Schwarzschild-Professur“ will deutlich machen, daß Exil und Migration heute und weiterhin auf der politischen Agenda stehen. „Die Welt ist auf Wanderschaft. Eine halbe Milliarde Menschen ist, gezwungen durch Kriege, Hungersnöte, Dürrekatastrophen, soziales, ökonomisches und politischen Elend, auf der Flucht, und die Wellen dieser Bewegung schlagen über die Grenzen Europas“⁸, so Wolfgang Frühwald, der damalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, schon 1994. Die Beschäftigung mit der Ermordung und Verfolgung der deutschen und europäischen Juden, der politischen Intellektuellen und Hitler-Gegner durch den Nationalsozialismus könne und würde, so Frühwald weiter, das Bewußtsein schärfen für die Einschätzung aktueller Formen des Exils, der Migration. „Die große Vertreibungswelle, welche die Nationalsozialisten in Europa ausgelöst haben, hat rund 500.000 Deutsche, dann aber, seit etwa 1938, auch viele Europäer (unter ihnen vor allem die europäischen Juden) erfaßt. Und doch war diese Vertreibung nur der Auftakt zu einer Epoche der Flucht und Massenwanderung, in der heute potentiell

⁸ Wolfgang Frühwald, Die „gekannt sein wollen“. Prolegomena zu einer Theorie des Exils, in: Hermann Haarmann (Hrsg.), Innen-Leben. Ansichten aus dem Exil. Ein Berliner Symposium. Wolfgang Frühwald zum 60. Geburtstag, Berlin 1995, S. 58.

1,5 Milliarden Menschen, bedroht von Extremismus, Fundamentalismus, Gewalt, politischer und religiöser Verfolgung, von Umweltkatastrophen und sozialem Elend größten Ausmaßes, zur Migration gezwungen und entschlossen sind.“⁹ Und die Zahlen steigen. Damit einher geht eine tiefgreifende soziale und kulturelle Verunsicherung, die dem Verlust der eigenen Sprache, spezifischen Tradition und Geschichte geschuldet ist. Die Reflexion über das Verhältnis von *kommunikation & kultur* in der Moderne, gleichsam geschult durch die Beschäftigung mit dem Exil 1933 – 1945 kann dabei erkenntnisleitend wirken. Nicht mehr nur der Zeitabschnitt 1933 – 1945 steht also im Zentrum, sondern die Verlängerung der Forschung und Lehre in die unmittelbare Gegenwart hinein: Migration – das „Exil in unserer Mitte“, so die treffende Charakteristik Horst Bieneks. Dabei sollen speziell und nicht nur am Rande auch (neo-)faschistische Bewegungen, Ideologien und Politik im wiedervereinten Deutschland, in der neuen Berliner Republik in den Blick genommen werden, denn noch immer und wieder gilt Bertolt Brechts Warnung: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“

„Um Abschied geht es ja nun ...“. Unter diesem Motto stand mein Exilkongreß vom letzten Wochenende in der Akademie der Künste, und er soll auch jetzt noch einmal meine letzten Worte leiten. Das Zitat stammt aus einem Brief, den der Kritiker und Literat Julius Bab im Frühjahr 1933 an einen „Freund“, an Hans Frank schickt. Dieser Brief ist ein erschütterndes Dokument, das die Konsequenzen für die unmittelbar Betroffenen im sogenannten Dritten Reich vorhersagt und um eine ganz besondere, sarkastische Pointe der sogenannten Inneren Emigration erweitert in der Debatte ums Exil ab 1933: „Ich bin Jude, und ich gehe nun ins Ausland, in die Verbannung. Und zwar viel gründlicher, als ob ich die französische oder schweizerische Grenze hinter mich brächte! Ich gründe einen Kulturbund der Deutschen Juden 1933 – da wird von Juden für Juden Theater gespielt werden, Musik gemacht, Vorträge gehalten etc. Kurz, es ist all das, was ich 30 Jahre lang abgelehnt und bekämpft habe: es ist das Ghetto.“¹⁰ Julius Bab kann Berlin 1938 gerade noch rechtzeitig verlassen. Über Frankreich flieht Bab nach New York. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris beginnt er mit der Niederschrift *Leben und Tod des deutschen Judentums*, ein Buch, das erst postum 1988 in meiner Schriftenreihe *akte exil* von Klaus Siebenhaar aus dem Nachlaß ediert wurde.¹¹

⁹ Ebd.

¹⁰ Beide Zitate finden sich in Hermann Haarmann (Hrsg.): Abschied und Willkommen. Briefe aus dem Exil (1933-1945), Berlin 2000, S. 37.

¹¹ Klaus Siebenhaar (Hrsg.), op. cit., Berlin 1988, 2. Aufl., Berlin 2002.

Ich gehe und nehme Abschied, ohne allerdings im Geringsten meinen Abschied, der für mich ‚auch‘ ein erzwungener Abschied ist, in Vergleich zu setzen mit dem Abschied, von dem Bab schreibt. Auf mich wartet die komfortable Sicherheit eines mit Arbeit vollgepackten Schreibtischs.

Ich wünsche Ihnen und mir Gesundheit und Vertrauen in die Nützlichkeit wissenschaftlichen Forschens und Schreibens. Für die Lehre, die in dieser Auszählung fehlt, bin ich nicht mehr zuständig, Sie, verehrte Kollegen, um so mehr!

Vielen Dank für Ihr Kommen, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.